

Dr. GEORG HARTMANN

Dr. W. J. LEYDS  
Fransenslag 337  
COPENHAGEN

# Die Zukunft

## Deutsch-Südwestafrikas

Beitrag  
zur Besiedlungs- und Eingeborenenfrage



Berlin 1904

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstrasse 68-71

1904

75

Dr. W. J. LEYDS  
Frankenstr. 337  
GRAVENHAGE

Die

# Zukunft Deutsch-Südwestafrikas

---

Beitrag

zur

**Besiedlungs- und Eingeborenenfrage**

von

**Dr. Georg Hartmann**



---

Berlin 1904

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 68-71

*Kopiert 1960*

---

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901  
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

---

## Vorwort.

---

Die vorliegende kurze Abhandlung hat nicht den Zweck, eine genaue und ausführliche Darstellung der Zukunftsaufgaben, insbesondere der Besiedlungs- und Eingeborenenfrage zu geben, sondern nur in großen Umrissen das Ziel der wirtschaftlichen Entwicklung Deutsch-Südwestafrikas zu skizzieren und den Weg anzudeuten, wie man zu diesem Ziele gelangen kann.

Der Verfasser.





Die Zukunftsentwicklung von Deutsch-Südwestafrika und mit ihr innig zusammenhängend die Besiedlungsfrage dieser Kolonie ist durch die letzten Kriegsergebnisse im Schutzgebiet wieder mehr in den Vordergrund unseres kolonialen Interesses gerückt und wiederholt Gegenstand der Besprechung in unserer Presse geworden.

Dafs Deutsch-Südwestafrika dieses grofse Interesse verdient, darüber besteht bei den kolonialen Fachleuten kein Zweifel. Obwohl sich aber die besten Kenner Deutsch-Südwestafrikas schon jahrelang bemüht haben, in Wort und Schrift aufklärend zu wirken und die Erkenntnis von dem wirtschaftlichen Werte Deutsch-Südwestafrikas zu verbreiten, steht die grofse Masse des deutschen Volkes unserer Kolonie auch heute noch gleichgültig und teilnahmslos gegenüber. Dadurch erklärt es sich, dafs auch der Reichstag als Vertreter der Nation noch immer nur ein geringes Interesse für unsere deutsch-südwestafrikanische Kolonie zeigt, und dafs sogar eine nicht unerhebliche Anzahl unserer Volksvertreter die Kolonie am liebsten gleich wieder losschlagen möchte. Der Grund hierfür liegt, kaufmännisch gesprochen, allein in der falschen Wertschätzung der Rentabilität von Deutsch-Südwestafrika und dem Mangel an Vertrauen zu der wirtschaftlichen Entwicklungsfähigkeit dieser Kolonie. Nun ist ja die koloniale Frage, ebenso wie schliesslich jede andere wirtschaftliche Frage, eine Geldfrage, also im Grunde genommen ein kaufmännisches Geschäft, bei welchem mit nüchternem und kühlem Verstande die Grundlage der Rentabilität und die sich hieraus ergebenden Gewinnchancen sowie das Risiko

erwogen werden müssen. Und wie es keinem Kaufmanne zu verdenken ist, wenn er es verschmäh't, sein Geld in ein unsicheres Geschäft zu stecken, so ist auch unserer Volksvertretung kein Vorwurf daraus zu machen, wenn sie wenig oder kein Geld für das »deutsch-südwestafrikanische Geschäft« hergeben will, solange dessen Rentabilität nicht feststeht.

Es ist deshalb nötig, sich erst einmal Klarheit darüber zu verschaffen, was für ein wirtschaftliches oder kaufmännisches Wertobjekt Deutsch-Südwestafrika darstellt, welchen Wert es in seinem jetzigen ursprünglichen Zustand besitzt, welche Entwicklungsmöglichkeiten es bietet, und welche Mittel an Menschen und Geld notwendig sind, diese wirtschaftliche Entwicklung hervorzurufen.

Zunächst macht man sich noch gar keinen klaren Begriff von der Gröfse dieser Kolonie. Sie umfaßt über 800 000 Quadratkilometer, ist also um den dritten Teil gröfser als das Deutsche Reich. Sie gehört infolge ihrer geographischen Lage in die Region der subtropischen Steppengebiete unserer Erde. Ein Küstenstreifen von 70 bis 80 Kilometer Breite muß als unfruchtbare Wüste oder Wüstensteppe bezeichnet werden. Auf deutsche Verhältnisse vergleichsweise übertragen, würde ein Streifen von der Breite Mecklenburgs an der ganzen Nord- und Ostseeküste entlang den Wüsten- oder Wüstensteppenstreifen, das ganze übrige Deutschland, um mehr als ein Drittel seiner Gröfse vermehrt, das eigentliche Steppenhinterland darstellen.

Bei der Darstellung des landwirtschaftlichen Wertes Deutsch-Südwestafrikas ist bisher immer der grofse Fehler gemacht worden, unsere heimatlichen Verhältnisse ohne weiteres als Maßstab des Vergleiches dienen zu lassen. Auf diesem Wege ist es aber ganz ausgeschlossen, ein objektives und klares Bild von dem wirtschaftlichen Wert Deutsch-Südwestafrikas zu erhalten. Selbstverständlich dürfen zum Vergleiche nur die anderen subtropischen Steppengebiete unserer Erde herangezogen, und an ihnen muß geprüft werden, welche Entwicklungsmöglichkeiten Südwestafrika bietet, nachdem man sich darüber klar geworden ist, was andere Kulturnationen, z. B. die Engländer in Südafrika

und Australien, die Franzosen in Algier und Tunis, die Amerikaner in Kalifornien, die Russen in den subtropischen Steppengebieten Asiens oder die Nachkommen der Spanier in den Steppen Südamerikas wirtschaftlich geleistet haben. Überall hat sich eine spezifische subtropische Steppenlandwirtschaft mit einer Skala aller möglichen Entwicklungsphasen von der geringsten bis zur höchsten Blüte entwickelt, und überall hat hier die Landwirtschaft mit denselben drei mächtigen Feinden, den Heuschrecken, den Viehseuchen und den Dürren, zu kämpfen gehabt. Aber überall wird heute trotz dieser drei Feinde die Landwirtschaft erfolgreich betrieben, und überall hat es der Kulturmensch verstanden, diesen Feinden, deren große Bedeutung nicht verkannt werden darf, zu Leibe zu gehen und ihre Wirkungen zu beseitigen oder einzuschränken.

Unsere südwestafrikanische Kolonie hat vom landwirtschaftlichen Gesichtspunkt betrachtet als Steppengebiet ebenfalls ihren bestimmten landwirtschaftlichen Wert, den man durch eine Zahl ausdrücken könnte. Und zwar ist Deutsch-Südwestafrika, wenn auch nicht zu den besten, so doch keinesfalls zu den schlechtesten Steppengebieten der Erde zu rechnen, die etwa an der Grenze der Wüste oder Wüstensteppe stehen würden. Wir treffen in Deutsch-Südwestafrika alle Formen und Übergänge der Steppe von den landwirtschaftlich besten bis zu den schlechtesten an, und der Mittelwert dürfte immer noch dem Mittelwert anderer Steppengebiete entsprechen, die mit großem Erfolg landwirtschaftlich bearbeitet werden. Selbstverständlich gehört eine ausgedehnte Landeskenntnis dazu, um sich über den landwirtschaftlichen Wert aller Teile unserer Kolonie, die im Norden zu den Tropen hinüberneigen, im Süden in die gemäßigten Teile der Kapkolonie übergehen und im Westen in die Wüstensteppen des Küstenstreifens ausfließen, ein richtiges Urteil zu bilden und sie zu einem umfassenden Gesamtbild zu vereinigen. Meiner Meinung nach kann man sich aber heute schon einigermaßen klar darüber werden, wieviel Prozent des ganzen Gebietes auf Gebirgs- und sonstiges Ödland, wieviel auf Weideland und wieviel auf Garten- und Ackerland entfallen,

wieviel Wasserstellen existieren, an denen das Grundwasser zutage tritt oder an welchen Stellen Wasser durch Bohrung oder Stauung beschafft werden kann. Durch Vergleiche mit anderen bereits unter Kultur genommenen Steppengebieten der Erde kommt man dann zu der Erkenntnis, daß wir aus unserer südwestafrikanischen Kolonie landwirtschaftlich dasselbe herausholen können wie andere Nationen aus ihren subtropischen Kolonien. In der Kapkolonie, die noch nicht ganz so groß ist wie Deutsch-Südwestafrika, weiden über eine Million Rinder, fast 400 000 Pferde, mehr als  $1\frac{1}{4}$  Millionen Schafe, gegen sechs Millionen Ziegen und über  $\frac{1}{4}$  Million Strauße. Das wichtigste landwirtschaftliche Erzeugnis ist Wolle im jährlichen Werte von 50 Millionen Mark. Argentinien, welches etwa dreimal so groß ist als Deutsch-Südwestafrika, zählt 22 Millionen Rinder, 74 Millionen Schafe und fünf Millionen Pferde und führt jährlich für 600 Millionen Mark landwirtschaftliche Produkte aus, darunter für 290 Millionen Mark Wolle und für 50 Millionen Mark gefrorenes und gedörrtes Fleisch. Algerien, etwa von gleicher Größe wie unsere südwestafrikanische Kolonie, besitzt  $1\frac{1}{2}$  Millionen Rinder und über zehn Millionen Schafe und Ziegen, und der Export landwirtschaftlicher Erzeugnisse beträgt jährlich mehr als 15 Millionen Mark. Australien, fast zehnmal so groß als unser Schutzgebiet, weist einen Reichtum von mehr als 80 Millionen Schafen, 12 Millionen Stück Hornvieh und über zwei Millionen Pferden auf und die Ausfuhr an Wolle übersteigt jährlich die Summe von 500 Millionen Mark. Vergleicht man mit diesen Zahlen die jährliche Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte aus unserer südwestafrikanischen Kolonie, welche heute nach 20 jährigem Besitz wenig mehr als eine Million Mark beträgt, und bei welcher eigentlich nur das von den Eingeborenen eingehandelte, also nicht das durch rationelle Viehzucht weißer Ansiedler erzeugte Vieh in Betracht kommt, so wird man unsere Ausfuhr immer noch als äußerst bescheiden bezeichnen dürfen.

Es ist natürlich eine Grundfrage von entscheidender Bedeutung, ob es für den Haushalt einer großen Nation, welche

Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft treibt, überhaupt erwünscht oder notwendig ist, eine subtropische Steppenkolonie zu besitzen, ob eine Steppenkolonie als Glied des Ganzen einen bestimmten wirtschaftlichen Zweck, eine klar begrenzte wirtschaftliche Aufgabe zu erfüllen vermag. Im britischen Weltreich sehen wir, daß die beiden Steppenkolonien Südafrika und Australien ihre anerkannte landwirtschaftliche Bedeutung besitzen, für das französische Interessengebiet spielen Algier, Tunis und die Länder der Sahara dieselbe Rolle, für Rußland sind es die mittelasiatischen Steppengebiete, und die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben in Kalifornien ihr landwirtschaftlich wertvolles Steppengebiet. Auch wenn wir den Mineralreichtum jedes dieser Gebiete uns hinwegdenken, würden sie ihren landwirtschaftlichen Wert behalten, und keine dieser Nationen würde auch nur einen Augenblick daran denken, ihren Steppenbesitz aufzugeben.

Überhaupt ist der Mineralreichtum dieser Steppengebiete eine sekundäre Erscheinung. Noch ehe die Goldminen Johannesburgs und die Diamantgruben Kimberleys entdeckt waren, hatten die Holländer und Engländer die Kapkolonie in Besitz genommen und in der Erkenntnis ihres landwirtschaftlichen Wertes auszuheuten begonnen. Dasselbe gilt von Australien, von Kalifornien und den französischen und russischen Steppengebieten, und heute noch werden die südamerikanischen Steppengebiete lediglich um ihres landwirtschaftlichen Wertes willen bewirtschaftet. Zugegeben muß natürlich werden, daß die wirtschaftliche Entwicklung einer Steppenkolonie, die — nur auf Landwirtschaft beruhend — sich in einer stetigen, ganz allmählich nur aufsteigenden Kurve darstellen würde, durch die Mitwirkung von Minenindustrie eine gewaltige Änderung, ein rasches Emporschnellen ihrer Kurve erfährt. Wir sehen dies in Südafrika, in Australien und in Kalifornien. Ein großer Fehler würde es aber sein, wenn man den wirtschaftlichen Wert einer Steppenkolonie mit Aufserachtlassung ihres landwirtschaftlichen Wertes allein in ihrem Mineralreichtum und ihre Entwicklungsfähigkeit allein in ihrem Bergbau sehen würde. Und es muß immer und immer wieder betont werden, daß eine Steppenkolonie, ab-

gesehen von ihrem Mineralwert, auch einen landwirtschaftlichen Wert, einen Wert in sich als „Steppe“ hat, und daß sie mit diesem Wert in dem Hauptbuche des Haushaltsetats einer Nation kreditiert werden muß.

Es fragt sich nun aber, wie man diesen schlummernden landwirtschaftlichen Wert ans Tageslicht bringen oder „realisieren“ kann. Es fragt sich ferner — und das ist die Hauptsache —, ob sich diese Realisierung überhaupt lohnt, ob die aufgewendeten Kosten gedeckt werden, und ob außerdem auch ein nennenswerter Gewinn dabei zu erzielen ist. Es ist also schließlich eine rein kaufmännische Überlegung, die man anzustellen hat.

Um eine wirtschaftliche Entwicklung, sei es in bergbaulicher oder landwirtschaftlicher Beziehung, hervorzurufen, ist es zunächst ganz klar, daß Menschen und Geld notwendig sind, und zwar umsomehr, je umfassender man die ganze Aufgabe anfaßt. Während es ganz einleuchtend ist, daß man nicht gleich von Anfang an das ganze Land zur Feststellung seines Mineralwertes mit Minenexpeditionen, Bergingenieuren und Schürfern überschwemmen oder es für seine landwirtschaftliche Ausnutzung in seinem ganzen Umfange aufparzellieren und mit Ansiedlern in dichten Scharen besetzen kann, erscheint es doch unumgänglich notwendig, daß man sich von vornherein wenigstens über das Ziel klar wird, welches man erreichen will, und über den Weg zu diesem Ziele. Das ist doch recht eigentlich die Aufgabe einer weisen, von hoher Warte die Dinge überschauenden Kolonialpolitik, daß sie die Dinge nicht sich selbst überläßt, noch, von Fall zu Fall handelnd, dem Zufall anheimgibt, welche Entwicklung die Dinge nehmen, sondern planmäßig diese Entwicklung hervorruft und dauernd mit starker Hand leitet. Hierzu gehört Einheitlichkeit, Stetigkeit, ein Rechnen mit langen Zeitläuften, eine klare Erkenntnis der Wirkungen, die als Folgeerscheinungen heutiger Maßnahmen erst in Jahren sich geltend machen, eine gute Organisation und an ihrer Spitze ein Kolonisor, ein Mann von klarem Kopf und festem Willen, getragen von dem Vertrauen der Regierung und der Ansiedler.

Bei der Aufstellung dieses großen Planes kann man nun einen verschiedenen Standpunkt einnehmen, indem man entweder dem landwirtschaftlichen Werte der Kolonie keinen oder nur einen geringen Wert beimisst und seine Hoffnungen allein auf den Mineralwert des Landes setzt, oder indem man den landwirtschaftlichen Wert als den wirklich realen Wert, den man heute schon kennt, in den Vordergrund stellt und den Bergbau als Folgeerscheinung sich hinterher entwickeln läßt, oder drittens, indem man beide Wirtschaftskomponenten gleichzeitig zur Entwicklung zu bringen sucht.

Bisher ist unsere Kolonialpolitik hinsichtlich Südwestafrikas je nach der Auffassung, welche man von der landwirtschaftlichen oder bergbaulichen Bedeutung hatte, und je nach der Neigung, mehr das eine oder das andere in den Vordergrund zu schieben, etwas schwankend und unsicher gewesen. Es ist das kein Vorwurf, weil jede Kolonialmacht, vor allem wir als eine der jüngsten, erst probieren und sondieren, Erfahrungen sammeln und Beobachtungen anstellen muß. Aber auch dieses Probieren, Sondieren und Erfahrungen sammeln muß systematisch und planmäßig und insbesondere unter Beachtung der bereits gemachten Erfahrungen geschehen, und es ist deshalb zu bedauern, daß man von den Erfahrungen der besten Kenner Südwestafrikas bisher wenig Gebrauch gemacht hat, und daß so viel Kraft an Geist und Willen, die in den 20 Jahren des Bestehens unserer Kolonie aufgewendet worden ist, ungenutzt bleibt.

Es ist wohl überhaupt ein deutscher Nationalfehler, daß wir zu viel kritisieren, zu viel Prinzipienreiterei betreiben, als Angehörige der einen Partei wännen, daß nur ihr Prinzip zum Ziele führe, oder als Angehörige einer anderen Partei glauben, daß deren Prinzip das allein richtige sei, während doch sehr gut eine mittlere Resultante, ein Mittelweg gedacht werden kann, auf welchem bis zu einem gewissen Grade allen Wünschen gedient werden kann, und auf welchem sich alle Parteiungen zum gemeinsamen Arbeiten vereinigen können. Hier, wie überall, ja auf dem kolonialen Gebiete, wo das ganze Ausland auf uns sieht, noch mehr als in der Heimat, gilt das Sprichwort, daß Einigkeit stark macht.

Meiner Meinung nach gibt es für die Regierung nur einen Standpunkt, den sie in der Behandlung einer Steppenkolonie wie Südwestafrika einnehmen darf, nämlich den, daß sie deren landwirtschaftlichen Wert als den wirklich realen Wert, den man heute schon kennt, in den Vordergrund stellt, die Entwicklung des Bergbaus aber im wesentlichen der Privatunternehmung überläßt.

Der Grund hierfür liegt in der politischen Bedeutung des Menschenmaterials, welches für den einen oder den anderen wirtschaftlichen Zweig zur Verwendung kommt.

Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß, wo immer abbauwerte Mineralschätze entdeckt worden sind, im Handumdrehen Menschen aus aller Herren Ländern zusammengeströmt, daß über Nacht Städte entstanden sind, und eine schnelle Entwicklung hervorgerufen worden ist. Es ist aber andererseits auch eine häufige Erscheinung, daß dieses plötzliche Aufflammen eines wirtschaftlichen Kulturlebens ebenso schnell in sich versank, sobald die große Anziehungskraft der vermeintlichen kostbaren Erdschätze aufhörte, weil sie nicht reich genug waren oder auf Täuschung beruhten.

In dem großen Risiko des Gewinnes und Verlustes liegt es begründet, daß diese ihr Schicksal an das Vorhandensein von Mineralschätzen knüpfenden Menschen nach Art der Globetrotter frei und unabhängig werden, unseren ganzen Planeten als ihr Wirkungsfeld betrachten, heute in den Goldfeldern des polaren Alaskas und morgen in den Tropengebieten der afrikanischen Goldküste ihr Glück suchen. Frei von allem Nationalitätsgefühl und ähnlichen „Sentimentalitäten“ stehen sie mehr oder minder ausserhalb des Kreises der zu Nationen zusammengeführten Menschen, was zur Folge hat, daß sich kein Land und insbesondere keine Kolonie auf sie verlassen und im Falle der Not — im Kriegsfall —, wo die Existenz des betreffenden Landes auf dem Spiele steht, auf sie rechnen kann. Der Krieg in Südafrika hat dies schlagend bewiesen. Der Jamesonraid sollte dadurch gelingen, daß er sich auf die Minenbevölkerung von Johannesburg und Kimberley stützte, welche der landeingesessenen Bevölkerung der beiden Buren-Republiken an Zahl kaum nachstand. Aber er ge-

lang nicht und endete mit einem schmähhlichen Fiasko. Als dann der Krieg in Südafrika ausbrach, zerstob die Minenbevölkerung, auf die man seine Hoffnung gesetzt hatte, in alle Winde, und es hat ganzer Armeekorps bedurft, um die beiden Bauernstaaten von 400 000 Köpfen mit ihren 60 000 waffenfähigen Leuten endgültig niederzuwerfen. Dieser langwierige Krieg in Südafrika hat die alte Erfahrung bestätigt, dafs nur die landeingessene Bevölkerung, die Bauernbevölkerung, die an der Scholle hängt, weil sie jeden Fussbreit ihres Landes mit ihrem Schweisse und ihrer Arbeit gedüngt, die ihren Besitz von den Vätern ererbt erhalten hat und wieder an ihre Kinder ungeschmälert weiter vererben will, die in stetiger langsamer Arbeit im zähen Kampfe mit einer rauhen Steppennatur und ihren drei grofsen Kulturfeinden, den Viehseuchen, den Heuschrecken und den Dürren, aus dem Umland ein Kulturland geschaffen hat, dafs nur eine solche Bauernbevölkerung für eine Kolonie von dauerndem Werte ist.

Das günstige Klima Südwestafrikas trägt ferner dazu bei, das Zuströmen des weifsen Bevölkerungselementes nicht zu verhindern, sondern im Gegenteil zu befördern. Wenn auch dieser günstige klimatische Einflufs der Bildung beider Bevölkerungsarten, einer Land- und einer Minenbevölkerung, gleichermaßen zugute kommt, wird er sich doch in erster Linie beim Hinzuströmen der viel beweglicheren und flüssigeren Minenbevölkerung als bei der Einwanderung einer Bauernbevölkerung geltend machen, deren Individuen viel zäher, viel konservativer und schwerer veranlagt sind als diejenigen anderer Stände und Berufsklassen, und die sich deshalb viel schwerer gewinnen lassen, ihre heimatliche Scholle in Deutschland mit einer Farm in Südwestafrika zu vertauschen.

Man mufs sich also klar darüber sein, dafs uns in Südwestafrika mit einer Minenbevölkerung allein nicht gedient ist, dafs eine solche vielmehr die grofse Gefahr in sich birgt, vermöge ihrer kosmopolitischen Auffassungen eher zum Abfall, zur Absonderung der Kolonie beizutragen als umgekehrt zu ihrem festeren und innigeren Anschlufs ans Mutterland. Schließlich

entscheidet auch in einer Kolonie das eigene Fleisch und Blut, ob sie dem Mutterlande treu bleibt, inwieweit sich Selbstständigkeitsbestrebungen geltend machen dürfen, und ob wohl gar der Anschluß an eine andere Macht zum Plan erhoben werden darf. Es ergibt sich also als eine Notwendigkeit und deshalb als eine unabweisbare Pflicht, beizeiten eine Bauernbevölkerung in unserem Schutzgebiet zu schaffen, auf die wir uns verlassen können. Diese Notwendigkeit wird um so dringender, je eher abbauwerte Minen gefunden werden, und je schneller eine Minenbevölkerung sich bilden wird.

Da wir in Südwestafrika bereits abbauwerte Minen haben (z. B. die Otaviminen) und da nach den zahlreichen wertvollen Mineralfunden, die trotz der geringen Schürfarbeiten im ganzen Gebiet bereits gemacht worden sind, alle Anzeichen dafür sprechen, daß sich noch andere Mineralfundstellen über kurz oder lang als abbauwert erweisen werden, beginnt die Gefahr jetzt akut zu werden, die unserem Schutzgebiet durch das rasche Entstehen und Überhandnehmen einer internationalen gemischten Minenbevölkerung droht. Wir dürfen uns dieser Gefahr nicht verschließen, die uns vielleicht schon in wenigen Jahren drohen wird. Wir müssen ihr rechtzeitig und fest ins Auge sehen und sie beizeiten abzuwenden suchen. Wir dürfen nicht vergessen, daß Deutsch-Südwestafrika für uns nicht unmittelbar vor der Elbemündung liegt wie Helgoland, sondern daß es fast 12 000 km von der Heimat entfernt ist, daß unsere Schiffe fast vier Wochen brauchen, um es zu erreichen, und daß wir hinsichtlich der telegraphischen Verbindungen leider auf fremde Hilfe angewiesen sind. Wir sind nicht in der glücklichen Lage wie die Franzosen mit Algier und Tunis oder die Italiener mit Tripolis, und wir haben auch nicht annähernd eine so starke Flotte wie das britische Reich, welches seine beiden Steppenkolonien Südafrika und Australien zugleich wirksam beschützen kann. Und trotz seiner gewaltigen Flotte hat England aus dem letzten großen Kriege die Erfahrung mit nach Hause genommen, daß die beste Gewähr für den dauernden Besitz Südafrikas eine starke britische Bevölkerung ist. Die britische Nation scheut

deshalb kein Opfer an Menschen und Geld, um die Besiedlungsfrage der neu eroberten Provinzen, Transvaal und Oranjeriver-Kolonie, im größten Stile zu beantworten und das ganze Land mit britischen Ansiedlern zu durchsetzen. In dem britischen Blaubuch vom Juli 1903, welches sich auf die Besiedlung von Transvaal und der Oranjeriver-Kolonie bezieht, werden 60 Millionen Mark für Besiedlungszwecke gefordert, wovon 40 Millionen für Transvaal und 20 Millionen auf die Oranjeriver-Kolonie entfallen sollen. Wenn man mit diesen großzügigen Bestrebungen Englands in Südafrika unser Verhalten in Südwestafrika vergleicht, so kann man unsere bisherigen Versuche, das Land zu besiedeln, nur als sehr bescheiden bezeichnen.

Wir haben es nach 20 Jahren zu einer weißen Bevölkerung von 4640 Köpfen gebracht, von denen nur die reichliche Hälfte, nämlich 2998, als Deutsche registriert werden. Als Ansiedler und Farmer werden aber nur 813 Köpfe gezählt, das ist noch nicht der fünfte Teil der weißen Gesamtbevölkerung, und von dieser Ansiedlerzahl gehören noch nicht einmal die Hälfte, nämlich nur 334 Farmer der deutschen Nationalität an. Die größere Hälfte der Ansiedler und Farmer ist noch heute fremder Nationalität!

Drängt sich denn bei diesen Zahlen nicht ganz von selbst die Überzeugung auf, daß das nicht so weiter gehen kann? daß wir in der wirtschaftlichen Entwicklung Südwestafrikas und insbesondere in der Besiedlungsfrage ein anderes Tempo einschlagen müssen? Ist es nicht hohe Zeit, daß wir uns die Engländer in Südafrika zum Muster nehmen und etwas Ordentliches für unsere Kolonie tun?

Freilich, England stand vor der Gefahr, Südafrika zu verlieren, und befand sich in der eisernen Notwendigkeit, alle Opfer zu bringen, um es zu behalten, außerdem ist England viel reicher als wir, und die Minenschätze Südafrikas, in Kimberley und Johannesburg, lassen trotz aller Opfer noch reichlich Gewinn und gute Verzinsung der aufgewandten Geldmittel erhoffen. Wir dagegen stehen heute noch nicht vor der Gefahr, unsere südwestafrikanische Kolonie zu verlieren, wir sind außerdem auch

nicht so reich wie England und haben in unserm Schutzgebiet weder ein Kimberley noch ein Johannesburg aufzuweisen. Dies alles zugegeben, so sind wir doch nicht berechtigt, nur mit so notdürftigen Mitteln wie bisher, nur von Fall zu Fall, mehr geschoben als selbsttätig zu handeln, vielmehr sind wir verpflichtet, im richtigen Verhältnis zu dem wirtschaftlichen Gesamtwert Deutsch-Südwestafrikas auch hier die notwendigen Geldmittel zur Verfügung zu stellen und nach einem klaren Wirtschaftsplane zu verfahren. Wenn ein Farmer in seinen Farmbesitz aus Mangel an Kenntnis von dessen Wert und aus Mangel an Vertrauen zu dessen Rentabilität wenig oder nichts hineinsteckt, so kann er sich auch nicht wundern, wenn wenig oder nichts herauskommt. Und wenn er zum Schutze seiner Farm eine Menge Wächter anstellt, ohne zugleich durch einen rationellen Betrieb Erzeugnisse herzustellen, dieselben zu verwerten und sich Einnahmen zu verschaffen, so darf er nicht erstaunt sein, wenn seine Unkosten schliesslich ins Unermessliche steigen, und wenn er die Lust verliert, seinen Farmbesitz überhaupt noch zu behalten.

Ähnlich, wenn auch nicht ganz so einfach, ist es bei einer Kolonie. Nun würde freilich die Lösung der ganzen Entwicklungs- und Besiedlungsfrage viel einfacher sein, wenn man über den ganzen Landbesitz uneingeschränkt verfügen könnte. Das ist nun aber bekanntlich nicht der Fall. Wir haben in Südwestafrika mit etwa 200 000 Eingeborenen zu rechnen. Zunächst gilt es natürlich, sie zur deutschen Regierung und zum weissen Ansiedler ins richtige Verhältnis zu bringen. Die Eingeborenenfrage ist bisher — und das ist das unstreitige Verdienst der Regierung in Anbetracht der geringen Mittel, die ihr zur Verfügung standen — bis zu einem gewissen Grade mit Geschick und Erfolg gelöst worden. Wer die Verhältnisse früher gekannt hat, wird seine Anerkennung der Regierung und ihren Mitarbeitern nicht versagen können. So, wie es bisher war, wird aber das Verhältnis zwischen den Weissen und Eingeborenen nicht bleiben können. Zunächst wird es sich allerdings schon dadurch ganz von selbst ändern, das die Zahl der Weissen allmählich zunehmen wird. Es fragt sich aber, ob es sich nicht für die wirtschaftliche

Entwicklung des Landes als notwendig erweist, dieses Verhältnis rascher und gründlicher zugunsten der Weissen zu verändern. Während der Eingeborene vor der deutschen Schutzherrschaft, also vor 20 Jahren, und noch in den ersten Jahren derselben als freier und unabhängiger Herr des Landes auftrat, mit Willkür Weisse und Eingeborene behandelte, die weissen Händler aussog und ausplünderte und unter Umständen totschiess, ist doch im Laufe der Jahre zunächst Achtung und Respekt vor der deutschen Regierung und alsdann Ruhe und Ordnung ins Land gekommen. Wer die politischen Zustände des Landes in früherer Zeit kennen gelernt hat, wird den heutigen Zustand als einen wesentlichen Fortschritt bezeichnen müssen.

Von den beiden Aufständen im Ovamboland und dem Gebiet der Bondelzwart-Hottentotten, welche in letzter Zeit viel von sich reden gemacht haben, messe ich dem ersteren als einer reinen lokalen Erscheinung am Okavangofluss keine direkte Bedeutung für den Sicherheitszustand der Kolonie, nicht einmal für den des Nordgebiets bei. Eine indirekte Wirkung auf die wirtschaftlichen Verhältnisse im Nordosten unseres Schutzgebiets soll ihm aber damit nicht abgesprochen werden. — Anders, weit ernster, liegt die Sache im Süden beim Bondelzwartaufstand, worauf ich noch weiter unten zu sprechen kommen werde.

Beide Aufstandsgebiete liegen sehr weit (1200 km) auseinander, also etwa so weit wie Hamburg und Bosnien. Das eine liegt im äußersten Norden, das andere im äußersten Süden des Schutzgebiets, und es ist unrichtig, anzunehmen, daß beide Aufstände in irgendwelcher Beziehung zueinander gestanden haben.

Bei dem Aufstand im Ovamboland handelte es sich um die Ermordung der deutschen Familie Paasch. Wer aber Paasch gekannt hat, wird es begreifen, daß er mit den Eingeborenen in Konflikt geraten und schliesslich ihr Opfer werden mußte. Ich habe mit Paasch jahrelang im Otaviegebiet zu tun gehabt. Paasch war übrigens Landsmann von mir, und so war es natürlich, daß ich mich anfangs besonders freundlich seiner annahm. Paasch vertrat sich aber mit niemand, und selbst seine eigene Familie

behandelte er so hart, daß sogar die Buren zu mir kamen und vorstellig wurden, ob man nicht gegen ihn einschreiten könnte. Kein Wunder, wenn ein solcher Mann oben am Okavango (dem nordöstlichen Grenzfluß unserer Kolonie), wo noch vollständig unabhängige Eingeborenenstämme wohnen, und wohin sich Paasch mit seiner Familie zurückgezogen hatte, schließlic das Opfer seines Charakters wurde. Auf das tiefste zu beklagen sind seine armen Angehörigen, welche das grausame Schicksal des Familienvaters teilen mußten. So beklagenswert dieser Vorfall nun auch ist, so wäre es doch verkehrt, aus ihm eine Haupt- und Staatsaktion zu machen und ihn als Anlaß zu einem großen Ovambofeldzuge zu benutzen. Handelte es sich doch zunächst nur um ein rein örtliches Vorkommnis in einem kleinen Distrikt am Okavango, welches mit dem eigentlichen Ovamboland absolut nichts zu tun hat. Auf deutsche Verhältnisse übertragen, würde es so sein, als ob in Breslau eine Familie totgeschlagen worden sei und man daraus folgern würde, daß das ganze Bayernland im Aufstande begriffen sei. Auch sitzen die Eingeborenen am Okavango gar nicht einmal auf deutschem Gebiet, sondern auf portugiesischem, und es würde zu internationalen Verwicklungen führen, wenn wir mit ihnen in kriegerische Verwicklungen geraten würden. Endlich tragen solche Vorkommnisse und ihre gewaltsame Reparierung gewöhnlich nicht dazu bei, uns wirtschaftliche Vorteile in diesen Grenzgebieten zu sichern. Gerade in dem Gebiet des Okavango ist die allergrößte Vorsicht und Umsicht am Platze; hier arbeiten die Engländer mit zahlreichen Expeditionen von Osten, dem Barotsegebiet, sowie von Norden und Nordwesten aus in Form der Companhia de Mossamedes mit ihren verschiedenen Tochtergesellschaften, und ihre Freunde, die Portugiesen, helfen ihnen, um sich dieses ganze Okavangogebiet wirtschaftlich anzugliedern und uns zu entfremden. Bis hierher reicht vom Norden her das Gebiet des Wurzelkautschuks, des einzigen Exportartikels Südangolas. Es wäre erwägenswert, in friedlicher Weise durch Handelszüge die Kautschukgewinnung in diesen Gebieten zu fördern und den Kautschukexport in südlicher Richtung nach unserem Gebiet zu, nach Otavi, dem Endpunkte der

geplanten Eisenbahn Swakopmund—Otavi, zum Abfluß zu bringen. Otavi würde zu den Kautschukgebieten noch um 300 km näher liegen, als die portugiesischen Häfen Mossamedes und Benguella. Wenn wir aber auch den Fall setzen, daß die Kautschukfrage des Okavangogebiets sich nicht so günstig im Interesse unseres Schutzgebiets lösen lassen würde, wie oben angegeben, muß doch zugegeben werden, daß solche unfreundliche Vorkommnisse, wie der Fall Paasch, nicht dazu beitragen, unsere wirtschaftlichen Interessen in den Grenzgebieten zu fördern. Und man kann daraus wieder die alte Lehre ziehen, daß nur auserlesene Leute, die es verstehen, mit Eingeborenen umzugehen, in solche Gebiete gehen dürfen. Mehr als irgendwo anders spielt auf kolonialem Gebiete die Personenfrage eine Rolle.

Der Aufstand im Bondelzwartgebiet hat, wie ich schon oben angedeutet habe, für unser Schutzgebiet, und zwar ganz besonders für die Südhälfte desselben, das Grofs-Namaland, eine viel größere und ernstere Bedeutung als die Unruhen am Okavangofluß für den Norden unseres Schutzgebiets, weil die Befürchtung besteht, daß er sich über seinen Entstehungsherd hinaus auf die benachbarten Hottentottengebiete ausdehnen kann. Wenn wir auch zu der bewährten Leitung unseres Schutzgebiets das vollste Vertrauen haben dürfen, daß dieser Aufstand, wie auch die früheren, erfolgreich niedergeschlagen werden wird, so habe ich doch große Bedenken, daß die Eingeborenenfrage trotz der Niederwerfung der Bondelzwarts in Zukunft in unrichtiger Weise behandelt werden wird. Die Absicht, unsere Schutztruppe wegen der hohen Kosten zu verringern und dafür Eingeborene als Soldaten einzustellen, betrachte ich als den Anfang dieser unrichtigen Maßnahmen. Wenn auch zugegeben werden mag, daß in einzelnen Fällen, auf die Masse deutscher Soldaten verteilt, auch der Eingeborene als Soldat brauchbar sein kann, halte ich es nicht für möglich, eine gut disziplinierte Truppe zu erzeugen, die vorwiegend aus Eingeborenen besteht. Ich spreche natürlich nur von den Eingeborenen Südwestafrikas. Wenn die Witbooi-Hottentotten trotz ihrer Niederwerfung im Jahre 1894 bisher treu zur deutschen Sache gestanden haben, so liegt dies erstens in dem

ganz exzeptionellen Charakter ihres Führers Hendrik Witbooi und zweitens in der klugen und geschickten Behandlung, die ihm von seiten der deutschen Regierungsvertreter zuteil geworden ist; hier trafen sich beide Komponenten zufällig sehr glücklich, um ein für die Sicherheit unseres Schutzgebiets selten günstiges Resultat zu erzielen. Es würde aber grundverkehrt sein, diesen sehr günstigen Fall zu verallgemeinern und anzunehmen, daß sich ein solches Resultat immer oder als Regel erzielen ließe. Es hieße den Charakter des Eingeborenen vollständig verkennen, wenn man ihn für fähig halten würde, in loyaler und aufrichtiger Weise die einmal übernommenen Verpflichtungen, insbesondere diejenige der Anerkennung der deutschen Schutzherrschaft, zu erfüllen.

Das Gros der Eingeborenen wünscht im innersten Herzen die deutsche Schutzherrschaft zum Lande hinaus und sehnt sich nach den früheren Zeiten schrankenloser Freiheit zurück, die sie trotz gegenseitiger Willkür, Tyrannei und Grausamkeit lieber hatten als den gegenwärtigen geregelten Zwang von Ordnung und Gerechtigkeit, Arbeit und Pflichterfüllung unter deutschem Gesetz. Es hieße auch den Charakter des Eingeborenen vollständig verkennen, wenn man seinen Beteuerungen Glauben schenken würde, die er im Augenblicke seiner Unterwürfigkeit macht. „Derselbe Mann“, schreibt Schinz mit Bezug auf die Ovambo in seinem vorzüglichen Buche „Deutsch-Südwestafrika“, „der mich heute noch auf den Knien liegend um ein Stück Tabak bittet, ist morgen vielleicht schon der erste, um mit Hohnlachen den Finger in meine Augen zu bohren, damit verkündend, daß er nun mächtiger sei als ich.“ Mehr oder weniger trifft dieses Urteil auch auf die übrigen Eingeborenen des Schutzgebiets zu. Wenn trotzdem so viele falsche Urteile von seiten der Weissen über den Wert der Eingeborenen verbreitet sind, so liegt dies hauptsächlich darin begründet, daß der Weiße dem Eingeborenen ein so großes Maß von Verstellung und Heuchelei gar nicht zutraut, wie es der letztere zur Schau zu tragen vermag, daß er in den meisten Fällen dessen Sprache nicht kennt, also auch in das ganze Geistes- und Gefühlsleben desselben gar nicht einzudringen versteht, und daß er — und

dies ist ganz besonders bei uns Deutschen der Fall — den Eingeborenen, den er als Diener angenommen hat, in naiver Spießbürgerweise oft für viel besser hält als den Diener des Nachbarn, bis ihn die Wirklichkeit eines Besseren belehrt. Es ist so wie mit den eigenen Kindern, Pferden und Hunden. Ich habe Weisse gekannt, die von ihren Dienern derartig belogen und bestohlen wurden, daß es im ganzen Lande besprochen wurde, die aber selbst gar nichts davon merkten, vielmehr ihre Diener für Perlen christlicher Tugendhaftigkeit hielten.

Wenn heute der Zustand in unserm Schutzgebiet im großen und ganzen als sicher und ruhig gelten kann, so ist dies lediglich der Angst zuzuschreiben, welche der Eingeborene vor der Macht der deutschen Regierung hat. Man gebe aber dem Eingeborenen die Macht zurück, und man wird mit Schrecken sehen, welches Chaos von Unheil entstehen würde.

Der Aufstand der Bondelzwart-Hottentotten, welche bisher als loyale und treue Anhänger der deutschen Regierung galten, ist der schlagendste Beweis für die Unzuverlässigkeit der Eingeborenen und für die Notwendigkeit einer **starken deutschen Schutztruppe**.

Dieser Aufstand beweist ferner, daß es sich schwer rächt, wenn man die Eingeborenenfrage nur mit halben Mafregeln und unzureichenden Mitteln, statt gründlich und für alle Zeiten löst. Diese endgültige Lösung kann aber nur darin bestehen, daß die Macht des Eingeborenen vollständig und ein für allemal gebrochen wird.

Die ganze Eingeborenenfrage spitzt sich schließlic auf die beiden Fragen zu, ob der Eingeborene mit dem Weissen auf gleiche Stufe gestellt werden soll oder nicht, und ob es überhaupt gerecht ist, den Eingeborenen ihre Unabhängigkeit zu nehmen und ihnen die europäische Regierungsform aufzuzwingen. Hierin sind sich die europäischen Kulturnationen selbst nicht einig, und sogar innerhalb einer und derselben Nation gehen die Meinungen der Kolonialpolitiker weit auseinander. In den britischen Kolonien steht der Eingeborene dem Weissen fast gleich, in den portugiesischen wird er noch als Sklave behandelt. Die christliche

Mission lehrt uns im Eingeborenen unseren ebenbürtigen Mitmenschen betrachten, und der weise Händler oder Farmer erblickt im Eingeborenen meistens nichts weiter als ein Objekt seiner Spekulation oder eine Arbeitsmaschine.

Für mich hat die Eingeborenenfrage zunächst eine rein praktische Bedeutung. Zu ihrer Lösung wird man feststehende Prinzipien nicht aufstellen können, vielmehr wird man sie von Fall zu Fall räumlich und zeitlich verschieden behandeln müssen. Das eine steht jedenfalls fest, daß der afrikanische Durchschnittseingeborene seinen geistigen und moralischen Eigenschaften nach weit unter dem Durchschnittseuropäer, insbesondere unter dem germanischer Rasse, steht. Man könnte es nun den theoretischen Untersuchungen der Geographen und Ethnographen überlassen, diese Unterschiede wissenschaftlich festzustellen und abzuwägen. Indessen machen sich diese Unterschiede im praktischen Leben überall geltend, wo der Weisse zum Eingeborenen in wirtschaftliche Beziehungen tritt, und zwar in ungünstiger Weise für den Weissen überall da, wo der Eingeborene als unumschränkter Herr auftritt. Gerade darin liegt der fundamentale Unterschied zwischen dem Eingeborenen und dem Weissen, daß Recht und Gerechtigkeit, Zuverlässigkeit und Pflichtgefühl im Sinne des Weissen beim Eingeborenen nicht existieren. Kein Wunder, wenn der Weisse, der, — freiwillig oder unfreiwillig — nach Afrika verschlagen, in wirtschaftliche Beziehungen zu dem Eingeborenen tritt, den letzteren zunächst einmal zur Anerkennung der ihm fundamental erscheinenden Grundsätze des praktischen Lebens zu bringen sucht, das ist zum europäischen Durchschnittsmaß von Wahrheit, Gerechtigkeit, Zuverlässigkeit und Pflichtgefühl. Daß das ohne Gewalt nicht abgeht, ist eine leidige, aber unumstößliche Tatsache, und es ist ebenso klar, daß diese Grundsätze ohne Staatsgewalt dauernd nicht aufrechterhalten werden können. Die Geschichte der Mission beweist dies aufs deutlichste. Dies führt aber mit zwingender Notwendigkeit dazu, wo immer der Weisse mit dem Eingeborenen in dauernde wirtschaftliche Beziehung tritt, den Eingeborenen dem Weissen zu unterstellen.

Bei den negativen Grundeigenschaften des Eingeborenen (Faulheit, Feigheit, Verlogenheit und Frechheit, wo er sich als Herr dünkt) ist es kein Wunder, daß er es zu einer wirtschaftlichen Selbständigkeit nicht bringen kann. Fraglos hat er auch gute Eigenschaften, und ich könnte rührende Züge des Charakters meiner Diener zum besten geben. Es hiesse aber die Wahrheit verkennen, wenn man dem Eingeborenen die positiven Eigenschaften des Weissen im gleichen Umfange zusprechen wollte. Mag der afrikanische Eingeborene nach Jahrhunderten durch Mischung und durch Umgang mit dem Weissen allmählich anders, nämlich zur wirtschaftlichen Selbständigkeit und zur eigenen sittlichen Verantwortung erzogen werden können, heute ist er jedenfalls noch ein Kind, und zwar ein recht unartiges, und es wäre deshalb grundverkehrt, ihn mit dem Weissen auf die gleiche Stufe stellen zu wollen. Das berechtigt natürlich nicht dazu, ihn roh, brutal und inhuman zu behandeln, sondern verpflichtet den Weissen im Gegenteil, ihm als dem moralisch Schwächeren und Unmündigen erst recht seine Nächstenliebe zu beweisen, die in allererster Linie darin besteht, ihn den Segen der Arbeit zu lehren. Ganz von selbst ergibt sich dann hieraus eine Art patriarchalischen Verhältnisses zwischen den Weissen und den Eingeborenen, welches sicher noch auf lange Zeiten hinaus bestehen bleiben wird. Gerade deshalb bin ich ein großer Freund der Mission, weil sie im afrikanischen Eingeborenen zwar unseren christlichen Nebenmenschen, aber doch ein noch nicht mündig gewordenes Glied der menschlichen Gesellschaft erblickt. Man wird zwar die bisherigen Reservate für die Eingeborenen noch beibehalten müssen, indessen wird man heute schon anstreben dürfen, die Eingeborenen dahin zu bringen, sich als Arbeiter den Weissen anzuschließen. Im Laufe der Zeit, von Jahr zu Jahr, werden dann die Reservate kleiner und kleiner werden, es wird sich der Prozeß genau wie in der Kapkolonie oder in anderen Kolonien abspielen. Es trägt hierzu bei, daß die degenerierte Rasse der Hottentotten allmählich verschwindet, und daß es zweifelhaft ist, ob auch bei den Damaras eine merkliche Zunahme der Bevölkerung stattfindet. Heute schon stehen die von den Hottentotten des

Groß-Namalandes eingenommenen gewaltigen Steppengebiete in keinem Verhältnis zu der Zahl und wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit ihrer Bewohner. Ihre Reservate betragen fast 150 000 Quadratkilometer und ihre Zahl wird kaum auf 50 000 Köpfe, also 1 Kopf auf 3 Quadratkilometer, geschätzt.

Nicht genügend berücksichtigt wird aber bei der Beurteilung der Eingeborenen Südwestafrikas, daß wir es hier mit einer viel unabhängigeren, freieren Art von Eingeborenen zu tun haben als in den reinen Tropengebieten. Nur der Ovambo im äußersten Norden des Schutzgebietes ist mit dem schwerfälligen, seßhaften, ackerbautreibenden Neger der Tropen vergleichbar. Viel beweglicher ist schon der Damara des Mittelgebietes und am beweglichsten, am flüchtigsten ist der Hottentotte. Er ist der reine Sohn der Steppe und wird nur noch vom Buschmann übertroffen. Dieser Drang nach Unabhängigkeit, dieser Sinn für Freiheit und Ungebundenheit, der jedem Eingeborenen Südwestafrikas mehr oder weniger eigen ist und im Hottentotten seinen höchsten Grad erreicht, macht den Eingeborenen im Frieden zu einem wenig zuverlässigen, seßhaften Kulturelement, mit dem man auf die Dauer nicht rechnen kann, und im Krieg zu einem gefährlichen, verschlagenen Feinde, dem schwer beizukommen ist. Deshalb eignet sich aber auch der südwestafrikanische Eingeborene nicht zum Soldaten im europäischen Sinne, von dem Disziplin, Zuverlässigkeit und Treue bis in den Tod verlangt wird, und die Idee, ganze Eingeborenen-Kompagnien zu bilden, halte ich daher für durchaus unrichtig. Dies würde dazu führen, daß man den Eingeborenen, nur um ihn bei der Fahne zu halten, mit Glacéhandschuhen anfassen müßte, daß man seine Eitelkeit und seinen Hochmut den Weißen des Landes gegenüber fördern würde, und daß man im Falle des Krieges sich schließlich doch nicht auf ihn, sondern allein auf unsere braven, deutschen Landsleute verlassen könnte. Ich erachte es sogar für gefährlich, Eingeborene in größerer Zahl als Soldaten auszubilden, ihnen unser Gewehr in die Hand zu geben und ihnen die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung des Landes anzuvertrauen. Man würde auch zu ganz schiefen Verhältnissen

zwischen den eingeborenen und weissen Soldaten und gar zwischen den eingeborenen Soldaten und den weissen Ansiedlern gelangen. Wo das Klima es verbietet, deutsche Soldaten zu verwenden, mag es gerechtfertigt sein, auf die Eingeborenen als Soldaten zurückzugreifen. Wo aber das Klima so ausgezeichnet ist wie in Südwestafrika, sollte man mit dem Ziele: Deutsch-Südwestafrika gehört den Weissen, und zwar den Deutschen, grundsätzlich keine Eingeborenen als Soldaten einstellen.

Die für die Eingeborenen herausgeschnittenen Reservate von mehr als 300 000 Quadratkilometern, also von mehr als 30 pCt. des ganzen Landes, sind für die Eingeborenen im Verhältnis zu ihrer Bevölkerungszahl mehr als ausreichend und müssen entschieden noch beschnitten werden. Zur Zeit bleiben nur etwa 500 000 Quadratkilometer oder 60 pCt. des Landes zur Verfügung der Weissen. Davon muſs aber der Küstenstreifen mit rund 150 000 Quadratkilometern oder mit etwa 18 pCt. der Gesamtfläche der Kolonie als landwirtschaftlich ungeeignet abgerechnet werden. Das für landwirtschaftliche Zwecke und zur Besiedlung mit Weissen verwendbare Land umfasst demnach heute einen Flächenraum von 350 000 Quadratkilometern oder 40 pCt. der ganzen Kolonie, und es wird durch Verkleinerung der Reservate noch erheblich zu vergröſsern sein. Welche Maximalziffer an weisser Bevölkerung dieses Gebiet zu tragen vermag, ist schwer zu sagen. Wir sind auch heute noch nicht am Ende aller technischen Hilfsmittel, um den Grund und Boden auf das intensivste auszunutzen. Argentinien ist etwa dreimal so groſs wie Südwestafrika und ernährt eine Gesamtbevölkerung von mehr als vier Millionen Menschen. Australien hat ebenfalls etwa vier Millionen Einwohner und die Kapkolonie zählt 1 800 000 Einwohner, darunter 360 000 Europäer. Dabei sind diese Steppengebiete noch lange nicht an der Grenze ihrer Aufnahmefähigkeit angelangt. Wir können deshalb unserer Steppenkolonie getrost eine Aufnahmefähigkeit für eine weisse landwirtschafttreibende Bevölkerung zusprechen, die mindestens der gegenwärtigen Bevölkerungsdichtigkeit der oben genannten Länder

entspricht. Es handelt sich aber zur Zeit noch gar nicht darum, diese Maximalziffer zu finden, sondern vielmehr die Mindestzahl der Bauernbevölkerung festzustellen, welche wir in Südwestafrika schaffen müssen, um ein ausreichendes Gegengewicht gegen die zu erwartende Minenbevölkerung zu bilden und uns einen Stamm von Weissen zu schaffen, der uns die Kolonie im Falle politischer Schwierigkeiten treu erhält.

Über diese Mindestzahl werden natürlich die Meinungen sehr verschieden sein, je nachdem man die Aufnahmefähigkeit des Landes an Weissen höher oder geringer taxiert und vor allem die uns drohende Gefahr des Verlustes der Kolonie mehr oder weniger groß annimmt. Ich setze als Ziel für die landwirtschaftliche Entwicklung und Besiedlung unserer Kolonie in den nächsten 20 Jahren eine deutsche Bauernbevölkerung von mindestens 10000 bis 15000 Familien mit 50000 bis 60000 Köpfen und 15000 bis 20000 waffenfähigen Männern.

Die erste Frage ist natürlich die, wie eine solche Bevölkerung geschaffen werden kann. Der natürlichste Weg wäre der, den Strom der deutschen Auswanderung zum Teil nach Südwestafrika zu lenken. Die Erfahrung lehrt aber, daß dies unmöglich ist, und daß wir nicht wesentlich auf die deutsche Auswanderung rechnen können. Wir haben aber andere Hilfsmittel und Einrichtungen zur Verfügung, welche wir in den Dienst der Besiedlungsaufgabe Deutsch-Südwestafrikas stellen können, d. i. vor allem die allgemeine Wehrpflicht. Man hört von einigen unserer bedeutendsten Kolonialpolitiker oft sagen, daß wir die Besiedlungsfrage, wie überhaupt die ganze Kolonisationsaufgabe genau wie die Engländer anfassen sollen. Nun bin ich ein großer Freund der Engländer und vertrete den Standpunkt, daß wir nicht genug von ihnen lernen können, und daß wir sie uns als Vorbild nehmen sollen. Indessen findet die Nachahmung doch ihre Grenzen in den natürlichen Bedingungen, welche den dortigen und den hiesigen Verhältnissen zugrunde liegen. Der Engländer ist der eigenartige Mensch, der er heute ist, vermöge seiner insularen Lage geworden, und der Deutsche hat seine besondere Eigenart infolge seiner kontinental zentralen

Lage angenommen. So ähnlich beide Vertreter der germanischen Rasse einander ursprünglich gewesen sind, so verschieden sind sie heute nach ihrem jahrhundertlangen verschiedenartigen Entwicklungsgang geworden. Diese Verschiedenartigkeit wird auch bei der Behandlung kolonialer Fragen berücksichtigt werden und zum Ausdruck kommen müssen, und zwar hauptsächlich da, wo es sich um Personenfragen handelt, also bei der Besetzung der Regierungsstellen, bei der Zusammensetzung der Schutztruppen und bei der Auswahl der Ansiedler. Sie wird schliesslich die ganze Art des Kolonisierens bestimmen und dem ganzen Wesen, dem ganzen Leben in der Kolonie den spezifisch nationalen Anstrich geben. In dieser Verschiedenartigkeit liegt es aber begründet, dass schliesslich der Deutsche anders als der Engländer kolonisiert, und es ist nicht nur selbstverständlich, sondern geradezu Pflicht, zu erwägen, wieweit wir in der Nachahmung fremder Kolonisierungsprinzipien gehen dürfen, und wo unsere spezifische Eigenart ihre besonderen Methoden verlangt. Aber auch hier darf nationale Einseitigkeit und blinder Fanatismus nicht den Richtungspunkt für die Zukunftsentwicklung bestimmen. Wir dürfen nicht vergessen, dass die Tendenz der kolonialen Entwicklung eine freiheitliche ist, dass der Mensch in der Kolonie nach einem gröfseren Mafse individueller Freiheit strebt als in der Heimat, und dass er zu diesem Streben auch berechtigt ist. Nichts ist verkehrter, als die traditionellen Formen der Heimat buchstäblich und wortgetreu auf die Kolonie zu übertragen. Die polizeiliche Exaktheit der Form, die uns Deutschen eigen ist, müssen wir deshalb auszugleichen versuchen durch die Wahl der richtigen Personen, die wir in die Kolonien entsenden. Mehr als bei irgend einer anderen Nation ist bei uns die Personenfrage in der Kolonialpolitik von entscheidender Bedeutung. Die grofsen Tugenden des deutschen Beamten: Zuverlässigkeit, Unbestechlichkeit, Pflichtgefühl, sind wie jede menschliche Eigenschaft auch mit Fehlern gepaart, z. B. mit Rauheit, Härte und Engherzigkeit; und es werden wohl noch einige Generationen vergehen müssen, bis in Deutsch-Südwestafrika selbst ein Geschlecht herangezogen worden ist, welches neben den heutigen

guten Eigenschaften des Deutschen auch eine freiere Auffassung von dem individuellen Werte des Menschen besitzt. Jedenfalls muß aber eine weise Kolonialpolitik heute schon mit der deutschen Eigenart rechnen und ihrer Entwicklung in der Kolonie Richtung und Ziel geben. Wir dürfen doch nicht vergessen, daß sich die Menschen draussen in den Kolonien nur wohl fühlen, wenn sie liberal behandelt werden, und daß selbst die treuesten Söhne dem Mutterlande untreu werden, wenn sie in ihrer individuellen Freiheit beengt und bevormundet werden. Bei einer Kolonie ist es wie mit einem Kaufladen, man kauft dort am liebsten, wo man am kulantesten bedient wird. Auf die Besiedlung unseres Schutzgebiets angewendet, werden wir daselbst um unsere traditionellen deutschen Einrichtungen nicht herumkommen können, vielmehr dieselben in mehr oder weniger veränderter Form in den Dienst der verschiedenen kolonialen Aufgaben stellen müssen. Eine der größten und durchgreifendsten Einrichtungen des Deutschen Reiches ist die allgemeine Wehrpflicht, und gerade diese Institution, die dem Deutschen Reiche seine Entstehung gegeben und die eigentümliche Exaktheit des deutschen Charakters verschärft hat, wie es bei keiner anderen Nation der Welt der Fall ist, wird auch bei der Besiedlungsaufgabe Deutsch-Südwestafrikas die Hauptrolle spielen müssen. Mag der Engländer über ungezählte Milliarden verfügen, die es ihm ermöglichen, im Falle eines Krieges Söldnerscharen aus aller Herren Länder anzuwerben, die allgemeine Wehrpflicht kann er uns nicht nachmachen, diese Disziplinierungsfähigkeit einer ganzen Nation, durch welche ein Block von 56 Millionen Einwohnern zu einer einzigen gewaltigen Waffe in Form von Armee und Flotte zusammengeschweisft ist. Und trotz seiner freiheitlichen Institutionen, durch welche England dem Kontinent vorausgeeilt und vorbildlich geworden ist, wird die Einsicht in England immer größer, daß ein zu großes Maß individueller Freiheit dem Bestande des Reiches nicht förderlich, sondern geradezu gefährlich ist. Auch in England fängt man an zu erwägen, ob nicht Wehrpflicht und Schutzzoll dem Reiche besser dienen als schrankenlose Freiheit der Person und des Handels.

Ganz abgesehen davon, daß ich, wie oben schon hervorgehoben, aus wichtigen Gründen ein Gegner der Eingeborenenkompagnien, also ein Gegner der Institution bin, Eingeborene in großer Zahl als Soldaten in die Schutztruppe einzustellen, halte ich es schon mit Rücksicht auf die Besiedlungsfrage für dringend geboten, die Schutztruppe nur aus Deutschen und so stark als möglich bestehen zu lassen. Aus ihr muß das Besiedlungselement entnommen werden.

Ich halte es für möglich, daß aus unserem deutschen Heer von 500 000 Mann sich jährlich 2 pro Mille bereitfinden lassen, ein bis zwei Jahr in der Schutztruppe von Deutsch-Südwestafrika zu dienen — wo sie als Rekruten eingestellt und ausgebildet werden können — und dann sich als Farmer oder Bauern ansiedeln zu lassen. Ihre einjährige Militärdienstzeit ist zugleich ihre afrikanische Lehrzeit. Der Regierung muß das Recht verbleiben, sich die geeigneten Elemente auszusuchen. Wer nicht angesiedelt wird, kann nach zweijähriger Dienstzeit nach Hause zurückkehren. Die Regierung kann auf diese Weise jährlich mindestens 500 Ansiedler gewinnen, die, über das Schutzgebiet verteilt, den Grundstock der Bauernbevölkerung bilden müssen.

Auch zur Entstehung von Familien muß die Regierung die Hand bieten, was vor allem durch kostenlose Beförderung der Soldatenbräute nach Südwestafrika geschehen kann. Endlich muß die Regierung durch einen Vorschufs dem angesiedelten Soldaten die Mittel zur Einrichtung eines Farmbetriebes gewähren, was billig und vorteilhaft für die Regierung und für den Farmer in natura und zwar in Wollschafen aus großen einzurichtenden Musterfarmen geschehen kann. Als Mindestbetrag rechne ich 10 000 Mark pro Ansiedler, wobei die Farm, die ich durchschnittlich auf 2000—3000 ha bemesse, und welche er auf Abzahlung erhält, nicht mit eingerechnet ist. Es würde sich demnach eine jährliche Mindestausgabe von 5 Millionen Mark für Besiedlungszwecke ergeben, welche das Deutsche Reich als Schuld oder Darlehn der südafrikanischen Kolonie gewähren müßte. Es ist natürlich ganz unmöglich, im Rahmen dieser kurzen Abhandlung eine genaue Erläuterung der

oben angeführten Zahlen zu geben. Der Zweck dieser Abhandlung ist nur, die Zukunftsaufgabe in großen Umrissen zu skizzieren, vor welche wir in Deutsch-Südwestafrika gestellt sind, und das große Ziel anzugeben, auf welches planmäßig und zielbewußt hingearbeitet werden muß.

Es ist auch die Frage angeregt worden, ob man nicht die Besiedlung Deutsch-Südwestafrikas durch Verwendung dieser Kolonie als Verbrecherkolonie oder durch Schaffung von Lungenheilstätten fördern könnte. Ich will mich hier gleich als prinzipiellen Gegner beider Formen bekennen und muß es mir aus Mangel an Raum versagen, die Gründe dafür anzuführen.

Eine gewisse Schwierigkeit, die Besiedlungsaufgabe im großen Stile und im ganzen Schutzgebiet durchzuführen, liegt darin, daß etwa 90 000 Quadratkilometer, also etwa 25 pCt., des von Eingeborenen nicht bewohnten und für landwirtschaftliche Zwecke geeigneten Landes nicht mehr der freien Verfügung der Regierung unterliegt, sondern in den Händen von Gesellschaften sich befindet. Aber auch diese Schwierigkeit muß überwunden werden. Ich sehe vorläufig keinen andern Ausweg, als daß die Regierung, sofern sich die Gesellschaften nicht pro rata ihres Grundbesitzes an der Besiedlungsaufgabe unter Akzeptierung des Regierungsplanes beteiligen — analog der britischen Regierung in Transvaal und in der Oranjeriver-Kolonie —, sich durch Expropriation wieder in den Besitz des Landes setzt. In dem britischen Blaubuch vom 4. Januar 1901 heißt es mit Bezug auf die Besiedlung von Transvaal und der Oranjeriver-Kolonie: »but to ensure the possibility of opening the gates to anything like a steady influx of agricultural immigrants we want two things — powers of expropriation and money.«

Wenn wir dann nach 20 Jahren in Deutsch-Südwestafrika eine deutsche Bauernbevölkerung von 10 000 bis 15 000 Familien mit 50 000 bis 60 000 Köpfen besitzen und über 15 000 bis 20 000 waffenfähige Männer verfügen, brauchen wir um den Besitz unserer Kolonie nicht mehr bange zu sein; und wenn dann der Reichtum des Landes in 10 bis 15 Millionen Wollschafen besteht, welche dem Mutterland einen beträchtlichen

Teil der von ihm jährlich importierten Wolle im Werte von 40 bis 50 Millionen Mark zu liefern vermag (Deutschland importiert jährlich etwa für 400 Millionen Mark Wolle, davon ungefähr für 40 Mille aus Britisch-Südafrika,

„ 160 „ „ „ Australien und  
„ 100 „ „ „ Argentinien),

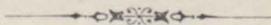
werden die vom Mutterlande aufgewendeten Millionen sich reichlich verzinsen und als Kapitalanlage in der eigenen Kolonie, also im eigenen Lande, der Nation zum größten Segen gereichen.

Gerade den schutzzöllnerischen Bestrebungen Großbritanniens gegenüber müssen wir beizeiten daran denken, unsere südwestafrikanische Steppenkolonie planmäßig und zielbewußt auf eine solche Höhe der landwirtschaftlichen Entwicklung zu bringen, daß wir uns — wenn auch nicht ganz, — so doch bis zu einem gewissen Grade mit Bezug auf die landwirtschaftlichen Erzeugnisse fremder Steppengebiete und zwar vor allem mit Bezug auf **Wolle** vom Ausland und ganz besonders von Großbritannien emanzipieren.

Nehmen wir uns die Engländer zum Vorbild und denken wir an die kommenden Geschlechter, an unsere Kinder und Kindeskinde, denen wir schließlich für alles, was wir tun oder unterlassen, Rechenschaft schuldig sind, damit wir mit Faust ausrufen können:

„Eröffn' ich Räume vielen Millionen,  
Nicht sicher zwar, doch tätig frei zu wohnen,  
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde  
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,

-----  
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,  
Der täglich sie erobern muß.  
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,  
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.  
Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,  
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.



---

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,  
Berlin SW12, Kochstraße 68—71.

---

Von demselben Verfasser ist erschienen:

## Der Krieg in Süd-Afrika und seine Lehren für Deutsch-Südwest-Afrika.

Preis 75 Pfennig.

- 
- Dominik, Hans** (Oberleutnant), Kamerun. Sechs Kriegs- und Friedensjahre in deutschen Tropen. Reich illustriert: Mit 26 Tafeln und 51 Abbildungen im Text sowie einer Übersichtskarte. 1901. Ein starker Prachtband. M. 11,—, in Originalband M. 12,50.
- Herhold, Dr.** (Oberstabsarzt), Die Hygiene bei überseeischen Expeditionen nach den während der Expedition nach Ost-Asien gemachten Erfahrungen. Mit 20 Abbildungen im Text. 1903. M. 1,20.
- Köbner, Otto** (Professor Dr., Admiraltätsrat bei der Zentralverwaltung für das Schutzgebiet Kiautschou), Die Organisation der Rechtspflege in den Kolonien. 1903. M. 1,—.
- Prince, Magdalene, geb. v. Massow**, Eine deutsche Frau im Innern Deutsch-Ostafrikas. Nach Tagebuchblättern erzählt. Mit einem Titelbild und 14 Abbildungen. 1903. M. 3,50, geb. M. 4,50.
- Schwabe, Kurd** (Hauptmann), Dienst und Kriegführung in den Kolonien und auf überseeischen Expeditionen. Mit 25 Abbildungen im Text und 3 Tafeln. 1903. M. 4,—, geb. M. 4,75.
- —, Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika. Vier Kriegs- und Wanderjahre. Zweite, vermehrte und nach dem gegenwärtigen Stande der wirtschaftlichen Verhältnisse umgearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und Zeichnungen des Malers C. Arriens, sowie Karten und Skizzen. 1904. (Im Druck.) M. 11,—, geb. M. 12,50.
- v. Wissmann** (Major), Afrika. Schilderungen und Ratschläge zur Vorbereitung für den Aufenthalt und den Dienst in den deutschen Schutzgebieten. Zweite Auflage. 1902. M. 1,20, geb. M. 2,—.
- Zimmermann, Dr. Alfred**, Die Europäischen Kolonien. Schilderung ihrer Entstehung, Entwicklung, Erfolge und Aussichten.
- Erster Band: Die Kolonialpolitik Portugals und Spaniens, in ihrer Entwicklung von den Anfängen bis zur Gegenwart. Mit einer Karte in Steindruck. 1896. M. 10,—, geb. M. 11,50.
- Zweiter Band: Die Kolonialpolitik Groß-Britanniens. Erster Teil. Von den Anfängen bis zum Abfall der Vereinigten Staaten. Mit drei farbigen Karten in Steindruck. 1898. M. 10,—, geb. M. 11,50.
- Dritter Band: Die Kolonialpolitik Groß-Britanniens. Zweiter Teil. Vom Abfall der Vereinigten Staaten bis zur Gegenwart. 1899. M. 9,—, geb. M. 10,50.
- Vierter Band: Die Kolonialpolitik Frankreichs. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. 1901. M. 9,50, geb. M. 11,—.
- Fünfter Band: Die Kolonialpolitik der Niederländer. Mit einer Karte in Farbendruck. 1903. M. 6,50, geb. M. 8,—.